

Gunnar Schmidt

## **Vom Vergehen**

Rede am 4. Februar 2016 anlässlich der 30jährigen Westwerk-Jubiläums

Nachdem ich gefragt worden war, ob ich bereit wäre, zu diesem wirklich denkwürdigen Jubiläum zu sprechen, und ich spontan zugesagt hatte aus einem vage wahrgenommen Empfindungsgemisch aus Pflichtgefühl, Anhänglichkeit, Freundschaftlichkeit, Erstaunen und Dankbarkeit, geschah etwas sehr Unangenehmes: Der Schreck fuhr mir nämlich geradezu in die Glieder. Denn als Begleiter und Beobachter der Westwerkgeschichte spürte ich auf einmal, was ich natürlich weiß und was ganz und gar geheimnislos ist: dass ich ein historisches Wesen bin und hinter mir die nicht zurückrufbare Vergangenheit liegt. Ich wurde sozusagen mit einem Verlust konfrontiert und konnte nur klischeehaft seufzen: Ach, wie die Zeit vergeht. Die Zahl 30 wurde jedoch nicht einfach leiblich, weil sie sie mir monströs groß erschien, sie wurde es, weil es eben diese innere Verbindung zwischen dem Westwerk und mir gab und noch gibt. Demgegenüber schert mich weit weniger Geschichtliches aus den letzten 30 Jahren, das objektiv von größerer Bedeutung ist: der Untergang der DDR, die Abschaffung der D-Mark, die Verdampfung der RAF, der Tod der Tonbandmaschine oder der Floppy-Disk.

Meine Empfindungen müsste ich nicht schildern, wenn mit ihnen nicht etwas Allgemeineres zum Ausdruck käme. Was ich als Schock-Bericht meiner ersten Affektreaktion wiedergebe, ist weder als Ausdruck einer sich anschließenden larvierenden Melancholie noch als vorweggenommene Endzeitverstimmung zu verstehen. Im Gegenteil, der Schock war dialektisch notwendig, um zur erinnernden Reflexion zu gelangen, aus der sich nur umso deutlicher die eingefleischte Erfahrung von Lebendigkeit erkennen ließ – einer Lebendigkeit, die ja weiterexistiert, die nicht nach dem Muster des Verbrauchs und des allmählichen Absterbens funktioniert. Das Älterwerden von Westwerk und mein Älterwerden und das Älterwerden der Westwerker ist ja nicht gleichbedeutend mit Altern, mit Verschrumpelung und Verkalkung, mit Petrifizierung und Ablagerung, Gespensterproduktion oder Fossilierung oder noch schlimmer: Nostalgieproduktion. Es gibt nämlich etwas, das von Beginn an die Grundenergieversorgung war und die zu vielerlei Aktivitäten in ganz unterschiedlichen Ausdrucksmedien geführt hat und für die das Tor zur Admiralitätstraße für alle jene geöffnet wurde, die sich betanken lassen wollten: eine Haltung ohne Ideologie, ein Wachsein für das Da-Sein, die Empfänglichkeit für den Versuch und die Improvisation, für die Zusammenführung des Unzusammenhängenden sowie – und ich zitiere jemanden aus dem

Westwerk – für ein gewisses Maß an Infantilität. Das Kindliche, das noch im Wachsen Begriffene, das, was „noch nicht redend“ ist und damit wissend verfestigt, ist offen für die fluide Wirklichkeit. So konnte jeder, der eine Westwerk-Veranstaltung besuchte, Überraschungen erleben.

Die Bereitschaft und Fähigkeit zur Entdeckung, die sich nicht um Konzepte oder Reinheitsgebote oder Szenetauglichkeit kümmert, hat meines Erachtens einen Ursprung. Ich möchte es mir herausnehmen, heute den Mythos Westwerk zu benennen, ihn zu erzählen – auch wenn es sich nur um eine Mikroerzählung handelt. Vielleicht erfinde ich den Mythos auch, jedoch in dem Glauben an seine Authentizität, sodass er weitererzählt, ausgemalt, verändert oder auch kritisch befragt werden möge – alles Arten und Weisen, die von der Lebendigkeit Mitteilung geben.

Was ich als Erinnerungsbild bewahrt habe, ist die vom Überschwang getragene Schilderung meines lieben Freundes Carsten, der damals bereits in der Admiralitätstraße wohnte. Er berichtete davon, dass er und andere (leider habe ich vergessen, wer diese anderen waren) in das leerstehende Nachbarhaus eingestiegen waren. Das Erkunden der leeren Räume, das Entdecken des Ungenutzten setzte sich bei den Einbrechern geradezu reflexhaft in beflügelnde Fantasie und in den noch unausformulierten Wunsch um, an Ort und Stelle etwas zu machen. Ich möchte nun behaupten, dass dies die Urszene von Westwerk ist, aus dem das Kernideal der Gründung hervorgegangen ist. Was stattfand war ein Vergehen im Sinne des Strafrechts, eine minderschwere [Straftat](#), §123 Strafgesetzbuch: Hausfriedensbruch. Wort vom Vergehen möchte ich jedoch von seiner negativen Bedeutung befreien und es wie in der Traumarbeit als mit Mehrdeutigkeit aufgeladen auffassen. So wie man sich verläuft, so kann man sich auch Ver-Gehen und vom rechten Weg abkommen – ohne allerdings straffällig zu werden. Die Raumerkundung und der Bericht von jemandem, der mit anderen eine Vision gleichsam aus der Raumleere empfing, ist mythisch deshalb, weil beide das prägende Vorbild für die nachfolgende Praxis waren – die Ausdehnung, das Erkunden, das Begründen eines Lebens-, Arbeits- und Darstellungsortes, an dem der Möglichkeitssinn eine Realitätsbasis erhielt. In der Abweichung steckt die Bereitschaft, sich erst zu orientieren, wenn man unterwegs ist. Die Wegweiser gibt es nicht, wie es auch nicht das Ziel gibt. Dafür liegt aber manch Interessantes am Wegrand, das man auflesen kann. Der Spurenleser hebt auf, lässt aber ebenso manche Dinge passieren – lässt sie vergehen. Der Vergeher sucht und sortiert. Aber man vergeht auch selbst, weil die Empfindungen stark sind und der Schutzwall noch nicht fest genug geformt wurde.

Die Zuwiderhandlung wurde denn auch nicht vereindeutigend als revolutionäres Pathos in die Gründung eingetragen. Man war nicht programmatisch, man beabsichtigte weder sub-, anti-, neo- noch trans-, post- oder super-irgendwas sein zu wollen. Mit derartigen Anliegen wäre das Altern schon am Beginn der Sache eingepflanzt worden.

Stattdessen etablierte sich rasch eine Offenheitsbereitschaft gepaart mit Opferbereitschaft wie auch eine Experimentierlust. Diese Orientierung konnte von einem außenstehenden Sympathisanten, der ich war, in der Frühphase zuweilen ambivalent erlebt werden: Es gab auch eine Immunisierung gegen Kritik, da die Begeisterung das Entscheidende war, das Einverständnis mit dem Gemachten und Gefundenen. Wer jedoch leidenschaftlich lebt, wer Jahr um Jahr ohne Entlohnung an der Erhaltung eines Ortes für Kunst, Musik, Design, Performance, Film und Fotografie, Multimedia, für Lesungen arbeitet, wer sich durchlässig macht und Verbindungen nach außen schafft, wer Gäste einlädt, die wiederkehren, weil die Gastfreundschaft als das Wichtigste erfahren wurde, der muss empfindlich sein gegen Nörgler und Besserwisser. Und klar, es gab Kabale und Liebe im Westwerk, wie könnte aber es anders sein, wo Menschen wünschen und mit anderen Wünschenden aufeinanderstoßen. Dass es die ausgeprägte Haltung der Verteidigung gab, hat seinen Ausdruck sogar im Namen gefunden. Die Bezeichnung Westwerk mag ursprünglich auf die Tatsache zurückgehen, dass die große Straße, von der die Admiralitätsstraße abbiegt, ehemals Ost-West-Straße hieß und die Neugründung im Jahr 1986 im westlichen Streckenabschnitt erfolgte. Ob die Gründer eine weitere Tatsache bei der Namensgebung im Sinn hatten, ist mir nicht bekannt, doch ist Westwerk auch ein Terminus aus dem Vokabular der Kirchenarchitektur. Mit ihm wird ein Vorbau bezeichnet, dessen Funktion nicht wirklich geklärt ist. Das Westwerk ist ein architektonischer Ort des Noch-Nicht; man muss ihn durchqueren, um zum Eigentlichen zu gelangen, zum Heiligen Zentrum, zum Bedeutungsmanifesten, wo die klaren Routinen herrschen. Als Symbol des Davor bezeichnet dieser Raum auch einen Ort des Schutzes. Oft steht hier der Altar des [Erzengels Michael](#), des Anführers der Engel im Kampf gegen die vom Westen andrängenden Dämonen. Der Name ist also gut gewählt, und er gibt meinem Mythos begriffliche Würde.

Um diesen zugegeben weihevollen Vergleich erträglich zu machen, möchte ich die Idee des Westwerks als eines physischen Ortes, wo kulturelle Erfahrungen initiiert und gemacht werden können, in einer knappen Skizze historisch erden.

Geht man zurück in die 80er oder 90er Jahre, so wird man sich erinnern, dass sich in den Städten kulturelle Interessenszonen herausgebildet hatten: Auf der einen Seite stand die so genannte etablierte Hochkultur, deren Institutionen in großem Umfang staatlich

subventioniert wurden und werden (Elbphilharmonie); auf der anderen Seite wuchs eine Kultur von unten – freie Gruppen oder Segmentinitiativen, die sich verallgemeinernd als anti-elitär, alternativ, demokratisch und bürgernah verstanden. Und natürlich existiert der große Bereich der Kulturindustrie. Was die finanzielle und organisatorische Ausrichtung betrifft, so würde man bei oberflächlicher Betrachtung das Westwerk der Alternativ-Kultur zuschlagen: Frei von Subventionen (mehr oder weniger), frei vom Markt, frei von kulturpolitischer Dominanz. Doch wer über die Jahre das unablässige Tun und Schaffen beobachtet hat, wird nichts von einem Selbstverständnis wahrgenommen haben, das seine Identität aus einem heroischen Off bezog. Aus dem Westwerk kamen keine legitimatorischen Verlautbarungen über die eigene Bedeutsamkeit oder über die Dignität der eigenen kulturellen Verortung, man sah sich nicht veranlasst, sich von anderen abzugrenzen, um Aufmerksamkeits- oder Solidaritätskapital einzusammeln. Es waren die Sachen selbst, um die es ging, und die als veröffentlichungswürdig angesehen wurden. Westwerk könnte man beinahe als still bezeichnen, wäre da nicht die schier endlos anmutende Liste der Veranstaltungen, die ihre subtilen und verführerischen Wellen nach außen gesendet haben. Und doch sticht trotz dieser Zurückhaltung das Moment der Beharrlichkeit schon in der Erscheinung hervor: Wer wie ich noch die Umgebung rund um die Admiralitätstraße in den 80er Jahren kennt, nur eine freie Fläche mit einer Busspur, kein Hotel, keine Restaurants, keine Klinik, kein Platz für Jahrmarkt, Tourismus und Kommerz, keine Einfalts-Industrieklinkerbau-Architektur, der wird heute die Bauformation von Admiralitätstraße und Michaelisbrücke als sonderbares Überlebsel wahrnehmen. Und es muss gesagt werden: nicht zuletzt ist es Westwerk (und vor allem Hans-Jochen Waitz!!!) zu verdanken, dass an dieser Stelle keine weiteren fantasielosen Klinkerbauten stehen; ohne Westwerk gäbe es nicht diesen Weltraum für das Unpraktische, das doch Zeichen dafür ist, dass wir nicht nur zwischen dem Reich der Notwendigkeit und dem der Zerstreuung leben. Mögen die alten Fassaden für Außenstehende lediglich ein Gemisch aus geschmacksverirrtem Historismus, Expressionismus und Nachkriegsrenovierung darstellen, aus der Innenperspektive der jüngeren Geschichte sind sie das Gegendesign zum Gewöhnlichen und Pragmatischen, geben dem Enthusiasmus der Bewohner für das Diverse und Vielgestaltige einen passenden Ausdruck.

Der Schutzraum gegen die Dämonen aus dem Westen – das betrifft nicht nur die Vergangenheit. Abschließend möchte ich auch die Gegenwart und die Zukunft ins Spiel bringen, denn die neuen Verhältnisse geben diesem Engel der Geschichte, zu dem Westwerk auf diesem Jubiläum erklärt wird, ein verändertes Antlitz.

Woran 1986 niemand denken konnte, dass wir 30 Jahre später in einer Situation leben würden, in der die digitalen Leuchtscreens und das Second Life der Zeichen und Codes regiert – diese Situation hat die kulturellen Kräfte grundlegend verschoben. Wenn auch das große Archiv Internet die Basis für neue künstlerische Praktiken ist und auch denkerische Verknüpfungen erlaubt, die bis dahin nicht möglich waren, so ist ebenso zu beobachten, dass mittlerweile eine Generation herangewachsen ist, die gleichsam monokulturell lebt. Noch kürzlich sagte ein junger Mann, so um die 20 Jahre alt, zu mir, dass es im Internet doch alles gäbe. Das ist keine Einzelstimme, hier drückt sich eine mediale Hegemonie aus, die für die Young Generation aus Youtube-Funnies, Online-Games, Whatsapp- und Twitter-Salven, aus tumblr- und Instagram-Galerien, aus Like und Dislike besteht. Der Ort ist verschwunden, weil er überall ist. Die Begegnung mit den Dingen und den dazugehörigen Menschen wird verschoben zu einem unablässigen Unterhalten. Gewiss, mein Reden hat den Sound des Konservativen, doch behaupte ich, dass es weiterhin richtig ist, im künstlerischen Tun etwas hervorzubringen, das nicht immer leicht zu haben ist. Manchmal muss man den Weg zur Kunst gehen, um diese wirklich zu erleben und ohne dabei Verfügungsallüren zu bekommen. Das Vergehen, von dem ich anfangs sprach, gilt heute ebenso, nur eben anders. Die Geschmeidigkeit und Bindungskräfte des digitalen Netzes müssen nicht als selbstverständlich angenommen werden; dem gegenüber ist die Attraktivität des Hier-Seins erfahrbar zu machen, anstatt das Phantasma des imaginären Überall-Seins zu befördern. Westwerk kann diese Anziehungskraft ausüben, weil es etwas zu bieten hat: Atmosphäre, Aura, Zeit, Flucht, direkte Engagiertheit, Idealismus und manchmal sogar Utopie. Ich erinnere mich noch an ein beeindruckendes Konzert mit Fred Frith, Tom Cora und Pippin Barnett, das 1988 stattfand. Die improvisierenden Musiker waren nicht nur Klangerzeuger, ihr Zusammenspiel, die Wachheit für einander, die spontane Kombination der Sounds und Töne, die Erregung und Intensität, die Neuartigkeit der Instrumentenbehandlung, sowie der elektrisierte Zuschauer, ganz konzentriert war er und doch vergehend im Geschehen, ergaben ein Gesamtbild: Durch dieses Bild wurde mir die Erfahrung der Stimmigkeit vermittelt, eine Stimmigkeit, die nicht harmonische Endgültigkeit behauptete, sondern den Fluchtpunkt auf eine begehrenswerte Zukunft enthielt.

In diesem Sinne: Alles Gute Westwerk.